Einleitung:
Hundert Jahre Julikrise

1. Vorkriegsdiplomatie

2. Tod in Sarajewo

3. Erste Reaktionen auf das Attentat

4. Das Ultimatum aus Wien

5. Vermittlungsversuche der Großmächte

6. Mobilmachungen und der Ausbruch des Weltkrieges

Schlussbetrachtung

Literaturverzeichnis

Personenregister

3. Erste Reaktionen auf das Attentat

Alle Versuche, den Erzherzog im *Konak* wiederzubeleben, scheiterten. Kurz nach 11 Uhr morgens verkündeten die Kirchenglocken in Sarajewo den Tod des österreichisch-ungarischen Thronfolgers und seiner Frau. Bald waren die Regierungen in allen Hauptstädten Europas über das Verbrechen informiert, und die Ermordung des Erzherzogs machte allerorts Schlagzeilen. Die Londoner *Times* sprach von einer «schrecklichen Tragödie». Mitglieder des königlichen Haushaltes in London waren «unaussprechlich schockiert», und König Georg V. ordnete eine Woche Trauer am Hofe an. Kaiser Wilhelm II. in Berlin, ein persönlicher Freund des Erzherzogs, war tief erschüttert über die Tat und sah darin einen großen Verlust für «das germanische Element im österreichischen Staate».

Aber es gab auch andere Stimmen. In Italien waren Antonio Salandra, der Premierminister, und Antonino di San Giuliano, der Außenminister, sich einig, dass man nun erleichtert aufatmen könne. Nicht nur sei der Erzherzog «kein Freund Italiens» gewesen, sondern auch bei seinen Verwandten nicht sonderlich beliebt und werde «trotz seines tragischen Endes wenig bedauert». Der italienische Botschafter Riccardo Bollati in Berlin gewann sogar den Eindruck, dass Franz Ferdinand auch in Deutschland eher unbeliebt gewesen war, und berichtete, man habe kein unbedingtes Vertrauen in ihn gehabt. Unterstaatssekretär Arthur Zimmermann erklärte dies mit Franz Ferdinands antiungarischer und antiitalienischer Haltung sowie der Tatsache, dass er zu Hause auf Seiten der Slawen stand; außerdem sei er «launisch [und] gewalttätig». «Ohne seine Qualitäten und Vorzüge abstreiten zu wollen, vor allem im Hinblick auf die Armee, kann man davon ausgehen, dass sein Ableben die

Situation der Monarchie vereinfachen statt komplizieren würde, sowohl zu Hause als auch im Ausland», urteilte Zimmermann in einem Gespräch mit Bollati am 30. Juni.

In Rumänien reagierte man jedenfalls mit Trauer auf die Nachricht vom Tode des Erzherzogs. In der Presse, so berichtete der britische Gesandte Aretas Akers-Douglas aus Bukarest, herrsche Einigkeit darüber, dass Franz Ferdinand ein «Beschützer von Minoritäten und Unterstützer von nationalen Zielen» innerhalb der Doppelmonarchie gewesen sei. Der serbische Gesandte in Bukarest stellte dann auch besorgt fest, dass die Reaktion der Rumänen «viel weniger freundlich gegenüber Serbien war, als wir es erwartet hätten».

In Wien war die offizielle Reaktion auf das Attentat gemischt, und es gab, so Imanuel Geiss, eine «peinliche Diskrepanz zwischen offizieller Empörung und dem ‹Begräbnis dritter Klasse› einerseits, öffentlicher Indifferenz und interner Erleichterung über das Abtreten des Thronfolgers andererseits». Gewiss, nach außen hin gab man sich empört und gramvoll, und der Tod des Thronfolgers wurde als großer Verlust dargestellt. Aber sein aufbrausendes Temperament und seine unberechenbaren Launen hatten den Erzherzog bei seinen zukünftigen Untertanen nicht beliebt gemacht. Auch bei seinem Onkel, Kaiser Franz Joseph, stand er nicht zuletzt wegen seiner dem Wiener Hofzeremoniell nicht gerecht werdenden morganatischen Ehe mit Sophie von Hohenberg nicht besonders hoch im Kurs. Zugleich genoss er auch am Ballhausplatz, wo sich das österreichisch-ungarische Außenministerium befand, kein hohes Ansehen, vor allem wegen seiner toleranten Einstellung gegenüber den Minoritäten der Doppelmonarchie. Viele befürchteten, dass den Tschechen, Serben, Kroaten und anderen Minderheiten bei seiner Thronfolge mehr Rechte zugestanden werden würden. Dies machte ihn bei vielen Österreichern, aber ganz besonders bei den Ungarn unpopulär. Wie wir gesehen haben, half es leider auch seinem Ansehen in Serbien nicht. Auch war seinen Zeitgenossen klar, dass Franz Ferdinand gegen einen Krieg war. So notierte der österreichische Journalist Josef Redlich während der Julikrise in sein Tagebuch, was er und Graf Alexander von

Hoyos in der Nacht nach der Übergabe des Ultimatums an Serbien diskutierten: «Wir sprechen beide über die Erzherzog-Legende: Die Welt weiß nicht, dass der Erzherzog immer gegen Krieg war. So hat er uns durch seinen Tod zu der Energie verholfen, die er nie aufbringen wollte, solange er lebte!»

Selbst im Tod noch wurden Sophie und Franz Ferdinand vom Hofzeremoniell gedemütigt. Die Leichen wurden per Schiff und Zug, ganz prunklos, nach Wien transportiert, und bei der offiziellen Aufbahrung der Leichen in der Hofburg wurde Franz Ferdinands Sarg höher aufgebahrt, um auch hier keinen Zweifel an Sophies niederem Rang zu lassen. Ein offizielles Begräbnis sollte der Gattin des Erzherzogs vorenthalten werden. Die Trauerfeier in der Kapuzinerkirche dauerte ganze fünfzehn Minuten; und der Onkel des Erzherzogs, Kaiser Franz Joseph, hatte auf seine Anwesenheit zu diesem Anlass gleich ganz verzichtet. Henry Wickham Steed von der Londoner *Times* gewann den Eindruck, der Erzherzog sei «wie ein Hund begraben» worden. In weiser Voraussicht hatte das Paar für den Fall seines Todes jedoch schon Pläne gemacht, um Sophie im Tod weitere habsburgische Demütigungen zu ersparen, und 1910 eine Familiengruft in der Kirche von Franz Ferdinands Schloss Artstetten bauen lassen. Dort fand am 4. Juli ihre bescheidene Beisetzung statt – ein Begräbnis dritter Klasse vielleicht, aber wenigstens eines ohne weitere Demütigungen.

Nur einen Tag nach dem Attentat kamen Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf und Außenminister Leopold von Berchtold zu einer vertraulichen Unterredung zusammen. Conrad drang sofort auf einen Krieg gegen Serbien – schon seit Jahren hatte er einen solchen herbeigesehnt, und solange die Empörung der Großmächte über das Attentat noch anhielt, bot sich eine goldene Gelegenheit, den Störenfried auf dem Balkan auszuschalten. Auch ohne direkte Beweise setzte er eine serbische Komplizenschaft voraus. Es handelte sich «um ein Attentat gegen die Monarchie, dem ein *sofortiger* Schritt folgen müsse», versicherte Conrad dem Außenminister und verlangte eine «Mobilisierung gegen Serbien». Berchtold hingegen war von der Notwendigkeit eines Krieges keineswegs überzeugt.